

(Nachdruck verboten.)

2)

## Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

„Siegeht still, Madame Luise,“ flüsterte das Nettele in das undeutliche Gestammel.

Und es brach ab, um nach einer Weile wieder zu beginnen.

„Nanette, ich hab keine Füß mehr,“ klagte sie einmal. Das Nettele rückte ihr die Krüge.

„Gleich kommt er heim mit der Mutter Lorient.“

„Wenn er nicht anfehrt bei der Lalie im „Rebstock“ zu La Motte,“ antwortete die Kindbetterin, und als hätte ihr der eifersüchtige Gedanke neue Kraft gegeben, presste sie die Hände der Nähterin und warf sich wild in den letzten Wehen.

„Aber, Ihr macht Euch ja tot! Laßt sie doch, die Eulalie Girth, das ist eine, von der der Daniel nichts nimmt, als was ein Mannsbild zum Bettgehen braucht.“

Grimmig stieß das Nettele die böse Rede hervor und sein dürrtisches Gesicht überließ heiße Röthe.

„Und ich! Was nimmt er von mir?“

Sie bäumte sich, aber schon fiel sie wieder in sich zusammen.

Da schluchzte das Nettele:

„Das Kind, Madame Luise, das nimmt er, das ist sein und Euer.“

„Ein Kind von mir nach dem, wo die wilden Vögel gebracht haben, es ist wie ein Mirakel, Nettele,“ flüsterte sie und lächelte noch einmal.

Aber das Lächeln gefror auf dem wächsernen Gesicht.

Witten in der Nacht, sie war schon so schwach, daß sie die Hand nicht mehr heben konnte, und sie rieben ihr die Herzgrube mit heißen Lüchern, flüsterte sie noch einmal:

„Ein eigenes Kind, und sie wird's schon auch lieb haben.“

„Arme Kleine, jetzt ist sie nimmer allein.“

Der Sepple war schon zweimal mit der Laterne bis ans letzte Wegkreuz im Tannenwalde gewesen, aber Daniel Junt kam immer noch nicht. Als er um ein Uhr zum drittenmal ins Freie trat, hauchte ihn ein warmer Atem an; der Mond war zwischen schwarze Wolkenbänke getreten, die in Scharen über die Bergkämme herüberkamen, und in den Talschluchten löchte und brodelte der Nebel und stieß ganze Felsen von sich. Der Wind war umgesprungen, es taute.

Da tat der Sepple einen Fluch und schaute bekümmert zu den Fenstern im oberen Stock empor, und als sich ein Flügel öffnete und die Katherine herausblickte, rief er mit gedämpfter Stimme:

„Das Wetter hat sich gekehrt, jetzt stellt's den Schlitten zehnmal für eins im nassen Schnee.“

Dann stampfte er wieder das Sträßlein hinab und juchzte mit seiner rostigen Stimme, so laut er konnte. Aber kein Peitschenknall gab ihm Antwort.

Die Katherine hatte das Kind in Schlaf gebracht und fuhr leise heulend durch das Haus auf den wollenen Schuhen. Im Flur traf sie den Alten.

„Nimm dem Herrn seine Flinte, Sepple, und brenn sie los, daß er sich beeilt.“

„Er hat's Pulver verwahrt, und der pressiert auch ohne einen Schuß. Wenn's einer schafft bei dem Wetter, so ist's der Junt,“ erwiderte der Knecht, und sie hockten selbender auf der Schwelle in der hellen Nacht und lauerten und lauschten.

Das Nettele war allein geblieben mit der Meisterin.

Floflo schlief in Nanettes Bett. Die Wildgänse, die in Geshwadern nach Norden ruderten, schrien im Morgenrauen noch einmal über dem Dach, aber es hörte sie nicht. Auch die Frau in Nöten hörte die hellen Stimmen nicht mehr.

Um sechs Uhr schlich der Schlitten aus dem Tannenwald. Der Tauwind warf ihm warmen Sprühregen entgegen, und das Wasser quoll aus den Gleisen. Der Daniel führte den Zoli und dampfte von Schweiß. Der Gaul stolperte leuchtend die Halde hinan.

Als die Hebamme ins Haus trat, fand sie die Magd weinend auf der obersten Treppenstufe hocken.

Der Bergwirt schleuderte die nasse Kappe weg und fragte mit heiserer, erschöpfter Stimme:

„Katherine, was ist?“

Da öffnete Nanette die Tür, und im trüben Licht des Flurlämpchens erblickten sie ihr spitzes Gesicht mit den geröteten Augen.

„Für eins kommt Ihr zu spät,“ sprach sie leise.

Und ehe sie noch ausgesprochen hatte, erhob sich in der Stube ein krähendes, unartikuliertes Geschrei. Die Hebamme trat rasch hinein. Daniel aber stand einen Augenblick reglos und hielt mit den Fäusten das eichene Treppengeländer umklammert. Und schon erschien die Mutter Lorient wieder auf der Schwelle und winkte ihm.

„Kommt, Herr Daniel. Küßt Euren Sohn.“

Da griff er so fest in das Geländer, daß die Stäbe knackten, dann tat er die Holzschuhe von den Füßen und trat in die Stube, wo sein Weib still, mit einem unendlich müden Zug in dem kleingewordenen wächsernen Gesicht in den Kissen lag. Mit gefalteten Händen, tot.

Lange stand er am Fußende des Bettes und sah in das stille Gesicht, die breiten Schultern wie unter einer Last gebogen, dann richtete er sich auf und suchte das Kind mit den Blicken. Aus dem Nebenzimmer klang sein krähendes Stimmchen.

Er zögerte noch einen Augenblick, legte seine braune Hand auf die blutleeren Finger der Toten, murmelte ein paar Worte und ging dann zu dem Kinde hinüber.

Die Tote blieb allein.

Im Stall aber schüttelte der Sepple die Ketten, hieß die Tiere aufstehen, die sich niedergetan hatten, und verkündete ihnen mit wunderbar verschmuppter Stimme:

„Gordet, Kühe und Kalber, eure Meisterin ist gestorben und ihre Seel auf der Fahrt.“

Walt Gott, der heilig Sant Antoni,

Walt Gott, die heilige Sant Anna

Und die Jungfrau Maria, Amen!“

2.

Das Grab auf dem kleinen Gottesacker in La Motte war schon mit einem Stein geschmückt, auf dem stand zu lesen:

Marie Luise Junt geb. Prayé.

17. Mai 1838—20. März 1874.

Und auch die Bergveischen, die das Nettele im Gärtlein des Bergwirts Hauses ausgehoben und nach La Motte hinabgetragen hatte, waren schon angewachsen. Der gelbe Immortellenkranz aber lag entfärbt und verwahrlost im frischen Grün.

Daniel Junt zögerte einen Augenblick, dann ergriff er das modrige, aufgequollene Gebinde und warf es auf den Schutthausen an der Mauer. Die Prayés von Sulzern hatten es geschickt, und er sah mit einem abschätzigen Blick auf den auseinandergefallenen Kranz. Mit dem Wagenzeug hatten sie sich losgekauft, die Sulzener. Durch weichen Schnee und im ärgsten Sturm und Regen waren die anderen von La Motte und Gachimette, von Labaroche und aus dem deutschen Tal heraufgekommen zur Leich, aber die Sulzener, die Freundschaft der Frau, die waren in ihren Stuben geblieben und hatten ihm mit dem Boten von Labaroche die gelbe Wurst geschickt. Ordentlich schämen hatte man sich müssen! Sie hatten ihr im Leben nichts gegönnt und im Tod nichts gegeben, der Luise.

Er lachte grimmig auf.

Das Erb', das hatte er ihnen freilich aus den Zähnen gerissen vor zwei Jahren, als der Vater Prayé sich auf die andere Seite kehrte und sie den Dani Junt dort oben auf seinem Berg überborteln wollten. Der Augenblick war ihnen günstig gewesen, denn der Krieg hatte die Mairie und den Notari geschüttelt wie Spreu im Sieb und alles Unterste zu oberst gekehrt. Bis er die Faust drauf legte und ihnen den Falscheid in die Zähne zurückschlug. Und darum jetzt das Drecksträngele. „Vandel!“

„Er wird Dich ausziehen bis aufs Hemd,“ hatte Tante Lorine ihrer Nichte geschrieben.

Luise war mit dem Brief vor ihn getreten. Sie war blaß und hielt ihm das Papier hin, ohne ein Wort zu sagen.

„Da!“ Mit dem einen Wort, das all seine Verachtung

enthielt, hatte er seiner Frau den Briefzettel wieder hingeworfen, und als sie sagte: „Dies weiter, Dani,“ da war er aufgestanden, um hinauszugehen. Und dann war sie auf einmal zwischen ihm und der Tür. Er sah ihr blaßes Gesicht noch vor sich.

„Dies, Dani!“

Wieder hielt sie ihm das Blatt hin, und er hatte ihr den Wisch aus der Hand geschlagen und geantwortet: „Laß mich aus mit dem Giftzeug.“

Der Schlag hatte auf ihre Hand getroffen und so hart, daß sie wie gelähmt herabsank und das Papier auf die Dielen flatterte.

Aber die Frau blühte sich und streckte ihm noch kniend den Brief wieder hin.

„Dies, Dani, und gib mir Bescheid!“

Und als er über ihren Kopf weg das Türschloß suchte, brachte sie plötzlich das Briefblatt vor die Augen und schrie ihm die Worte der Tante Lorine zu, während er sich bemühte, die Tür zu öffnen, die sie mit der Last ihres Leibes sperrte.

„Das Kind, wo er Dir gelegt hat, sell hast Du wie Dein eigenes aufgenommen, und seine Hure laßt sich den Buckel voll.“

Sie las und packte dann seinen Arm:

„Ist's Dein Kind? Sag's, lug mir ins Gesicht, mach nicht den Stolzen, laß mir auch einmal eine Frage! Ist's Dein Kind und wem sein's noch?“

Da hatte er laut aufgelaßt und sich zu ihr niedergebückt.

„Klagt Dich das, Luise? Meinst Du, ich leg Dir und mir unters eigene Dach meine Bankert? Meinst, ich ständ nicht zu ihnen?“

Und als sie ihn mit großen Augen anstarrte, in denen ein heißer, eifersüchtiger Schmerz brannte, da hatte er ihr die Hand auf das blonde Haar gelegt, ihr den Kopf hintenüber gebogen und sie angesehen, wie er die Weiber ansah, wenn ihn nach ihnen verlangte, und seine Stimme war leise geworden.

„Traust mir das zu? Meinst, ich wüßt nicht, daß Du's genommen hättest, wenn ich Dir's zugetragen hätt und gesagt: „Da, zieh's auf, halt's warm, es ist von mir?“

Da war ein Schauer über ihren Leib gegangen, und sie hatte die Augen geschlossen. Ihr schmales, farbloses Gesicht war heiß geworden, und zwischen den weichen, blaßroten Rippen hatten die feuchten Zähne weiß hervorgeglänzt. Ihre Arme waren niedergefallen wie abgebrochen und ihre Brust gegen seine Knie gesunken. Ihre blonden Haare fingen sich in seiner Uhrkette.

„Daniell!“ hatte sie gemurmelt, und er war leicht über sie hinweggetreten und hatte die Türe hinter sich ins Schloß gedrückt.

Und sie wußten beide, daß er wahr gesprochen hatte.

Jetzt war sie selbst mit einem Sohne niedergekommen und darüber zugrunde gegangen. Er hätte ihn gar nicht aufs Grab legen sollen, den Reickfranz! Weil man den Toten nichts versagt, deswegen hat er es getan, aber wer weiß, ob der gelbe Kram sie nicht gedrückt hatte dort unten. Auf dem Misthaufen, da lag er gut.

Daniel Junt trat noch einen der blanken Scherben fest, die rings um das Grab gesteckt waren, um das lockere Erdreich zu halten, dann verließ er den Gottesacker.

Die Aprilsonne schien kräftig vom klaren Himmel, und in der Dorfstraße schob das Quellwasser aufgeregter dahin. Ein Geruch nach frischem Dung war in der Luft, an einem verkümmerten Pfirsichbaum waren ein paar rosensfarbene Blüten aufgesprungen, und hinter dem kahlen Buchenwald stand der Tannenforst in glänzender Schwärze. In der Schmiede schafften sie, daß das ganze Dorf erklang, und die roten Funken in den hellen Tag sprangen. Die Kinder beinelten durch die Pfützen, die Enten schrien und die Hühner rannten wie toll mit gespreizten Flügeln im Kreise herum. In den Ställen brüllte das Vieh, und am Brunnen stand ein Mädchen, das hatte die Röhre hochgezogen und vorn zwischen die Knie gesteckt und socht mit den blanken Armen in dem kalten Wasser, wo seine Hemden schwammen.

„Jetzt können wir denn austreiben, Daniel,“ rief der Pfeifferratthias, der eben den Mist aus dem Stall karnte.

„Die Kühe bringen sich schier um an der Kette.“

„Ja, solange kein Wetter aus dem Frankreich kommt,“ antwortete Daniel Junt.

Der andere ließ den Karren stehen, zog die Weinkleider höher und kam auf ihn zu.

„Gast Du's gehört, jetzt haben wir den Gendarm nimmer weit; einen von den Preußen. Da unten“ — er wies nach

Schnierlach hinüber — „ist er stationiert. Der Kerl kauft Schnaps wie Wasser, aber stramm ist er und reden tut er, da kann das geschliffenste welsche Maulwerk einpacken.“

„Um so schlimmer für Dich.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## In der Heimat des Erdöls.

Die Umgegend von Oil City im Unionsstaate Pennsylvania bildet die eigentliche Heimat der Gewinnung des amerikanischen Petroleums. Rings um Oil City besteht die Gegend aus Weilen und Weilen in der Weite aus fast nichts als Erdölbohrbrunnen, Pumpwerken und Raffinerien, und die Atmosphäre darüber aus einem Gemisch von Kohlendampf, Petroleumdünsten und Nitroglyzerengeruch.

Das Erschließen einer neuen Petroleumquelle ist ein sehr interessanter und nervenaufregender Vorgang und geschieht durch Tiefbohrung und Sprengung. Zu ersterem Zwecke wird eine stabile Dampfmaschine verwendet, die den stählernen, geschliffenen Bohrer in stetige, ruhige Drehung versetzt und langsam in das durchdringend bituminös riechende Erdreich einwühlt. Ab und zu wird der Bohrer herauf- und herausgezogen, wobei sich eine in das Bohrloch hineingesenkte, gußeiserne Röhre um das erbohrte Stück tiefer hinabschiebt, und wird von dem anhaftenden Wasser, rohen Erdöl, Sand und dem bei tieferer Bohrung sich zeigenden charakteristischen graugrünen Schlamm gereinigt, um alsdann weiter und weiter in die Tiefe zur Quelle einzudringen. Der herausgeholtte Schlamm wird unter einer Art Göbelpresse stark zusammengequetscht und auf seinen Inhalt an Erdöl geprüft. Bis dieser Inhalt einen gewissen Prozentsatz einer bestimmten Quantität Schlamm beträgt, wird die Bohrung und Einschubung von Rohren fortgesetzt. Ist der Prozentsatz an Erdöl erreicht, so wird der Bohrer nicht mehr hinabgelassen, denn schon entsteht dem Bohrloche jezt in immer lauter und lauter zischendem Geräusch eine Art bituminösen Gases; das Zischen geht in ein unterirdisches Rollen und Donnern über, das freistehende Ende der obersten, gußeisernen Schachtelröhre senkt sich langsam mehr und mehr; und plötzlich schießt aus dem Loche eine zu Staub und Nebel zerblasene Oelfschlamm-Masse bis zu einer Höhe von nicht selten 200 bis 300 Fuß kerzengerade in die Höhe. Vorsichtigerweise hatte man das, auf großen eisernen Nädern laufende, turmhöhe, hölzerne Bohrgestell, den sogenannten „derrick“, vom Bohrloche entfernt; sonst würde die fürchtbare Gewalt des entströmenden Gases dieses mit sich in die Höhe gerissen und zertrümmert haben. Während die Nebelsäule schießt, paßt alle Mannschaft in angemessener Entfernung vom Bohrloche auf, um die Ankunft des eigentlichen Erdöls zu erwarten, welches sein Aufsteigen durch ein donnerndes Gurgeln und Blubbern zu verkünden pflegt. Sowie sich dieses charakteristische Geräusch hören läßt und an Stärke zunimmt, erhebt sich unter der Mannschaft ein Geschrei und Gejohle, das beim endlichen Herausfließen des Erdöls in ein Pandämonium von Hurraufen übergeht und wie ein Alarmsignal von Bohrtwerk zu Bohrtwerk weiter in die Runde dringt.

Das Schauspiel des herausströmenden Erdölstrahles ist, bei direktem Sonnenlicht beobachtet, ein wundervoll fesselndes und Ehrfurcht vor den Naturgewalten erzwingendes. In allen Spektalfarben, vornehmlich aber strohgell und himmelblau irisierend, gleichsam Millionen von Rubinen, Smaragden, Amethysten, Topasen und Türkisen sprühend, rast die Oelfsäule höher und höher in die Luft, um dann, in Übermillionen Tropfen und Tröpfchen zerfließend, herabzusinken und im Umkreis von hundert und mehr Schritten alles mit ihrem eisenschlichen Geruch zu überschwemmen und zu durchtränken. Die Höhe des Strahles nimmt indessen sehr bald ab. Sowie Wasser und Sand aus dem Bohrloche gründlich herausgeblasen sind und das rohe Del allein zu schießen beginnt, färbt sich die Flüssigkeit immer tiefer olivenbraun und fließt allmählich, wie jede andere Quelle, ruhig dahin. Nicht immer aber dauert das Ausströmen des Gases so verhältnismäßig kurze Zeit. Oft dauert es ganze Tage, ja Wochen, Monate und hier und dort auch wohl Jahre, ehe ein Tropfen Erdöl überhaupt erscheint. Dann muß der Eigentümer sich dazu bequemen, mit einem Pumpwerk nachzuhelfen und, wenn auch dieses nichts zu fördern vermag und eine Fortsetzung der Bohrung aus pekuniären Gründen nicht ratsam erscheint, das Bohrloch als Gasquelle so praktisch und gewinnbringend wie möglich zu verwenden. Dazu bietet sich ihm auch mannigfach gute Gelegenheit; er versorgt sich und andere Bohrtwerke der Umgegend mit Gaslicht und, wenn's sich lohnt, so entsteht an Stelle der geplanten Raffinerie eine Gasanstalt, welche, in der Nähe eines Städtchens gelegen, die Konkurrenz mit dem kostspieligeren, künstlichen Steinkohlengas gestrot aufnehmen und durchführen kann. Dennoch bleibt die Verwendung einer Naturgasquelle immer unsicher, so daß man vielfach aller künstlichen Reinigung resp. Weiterleitung und auch einer schädlichen Verpestung der Atmosphäre dadurch entgeht, daß man das Gas einfach am Bohrloche ansiedet und ungehindert weiter brennen läßt, so lange der Zufluß von unten dauert.

Aber auch solche Quellen, die bereits Del ergaben, versiegen oft, und auch solche Quellen, welche man mittels Pumpwerks aus Naturgasquellen zu Oelquellen machte, versagen nach Abgabe einer

mehr oder weniger reichlichen Menge Oels. Ist das der Fall, dann muß, da ein solches Verliegen oder Verjagen auf hindernden Felsuntergrund im Bohrloche schließen läßt, die renitente Quelle mittels Nitroglycerins aufgeschloffen werden, um dem unter der Felschicht lagernden Oel den Weg durch das Bohrloch an die Oberfläche freizumachen. Diese ebenso interessante wie gefährliche Prozedur heißt das „Anschließen der Quelle“ oder „well-shooting“. Zum Zwecke des Anschließens muß zuerst ein entsprechendes Sprengloch in die Felsmasse gebohrt oder gemeißelt werden. Das geschieht auf folgende Weise: ein acht bis zehn Zoll dicker, massiver, unten drillartig zugespitzter, stählerner Niesenmeißel von fünf bis zehn Fuß Länge wird an einem starken Stahltrahseil, welches über eine große Drehtrammel läuft, mittels Dampfkraft in das Bohrloch hinab befördert und in diesem aus acht bis zehn Fuß Höhe auf das Gestein fallen gelassen, wodurch schließlich ein röhrenförmiges Sprengloch entsteht. Hat dieses Sprengloch eine entsprechende Tiefe erreicht, so wird der Meißel herausgezogen und das Loch unten mit Wasser vom Bohrmeißel gereinigt, das als dicker Schlamm mit einem schaufelartigen Bohrer herausgeholt wird. Inzwischen hat man die Kanten des Niesenmeißels geschärft; dieser wird wieder hinabgelassen und setzt seine Arbeit fort, bis das Sprengloch im Gestein etwa zehn bis zwölf Fuß tief gebohrt ist. Ist das fertige Sprengloch wieder ausgewaschen, so beginnt die lebensgefährliche Tätigkeit des „shooter“, d. h. des Mannes, der es übernimmt hat, die Sprengung mit flüssigem, vorsichtig angewärmtem Nitroglycerin auszuführen.

Während der „shooter“ das Sprengmittel aus einer freistehenden, leichten Bretterbude mittels eines Wägelchens herbeischafft, wird der riesige Bohrturm (derrick) vom Bohrloche in angemessene Entfernung weggerollt. Am Bohrloche angekommen, von dem sich alle überflüssigen Arbeiter zeitig entfernt haben, füllt der „shooter“ mehrere, etwa vier bis fünf Fuß lange, gußeiserne Röhren mit der Sprengflüssigkeit, verschließt sie und läßt sie in das Bohrloch mit der allergrößten Vorsicht hinab. Diese Vorsicht ist geboten, weil beim heftigen Anstoßen der gefüllten Sprengröhre an die Wand des eisernen Bohrschachtes die Explosion an jeder Stelle erfolgen kann. Explodiert die Röhre zu hoch, so wird der Mann in Atome zerrissen und unter Umständen auch zugleich die ganze Bohrtiefe verschüttet. Hat der Mann dagegen die erforderliche Anzahl von gefüllten Röhren glücklich hinab befördert, so wählt er eine, mindestens acht bis zehn Fuß lange Röhre, die er je nach geschätzter Füllung oben mit einer großen Bündelpfanne schließt und mit diesem Ende nach oben zu den anderen Röhren auf den Grund des Bohrloches hinabläßt. Diese längere Röhre bildet, da sie die anderen alle um ein erhebliches überragt, eine Art Bündelpfanne, wie an einer Perforationsflinte; und die kürzeren Röhren bilden demnach die eigentliche Sprengladung. Ist soweit alles fertig zur eigentlichen Sprengung, so schafft der „shooter“ einen zuderhutförmigen, eisernen Klumpen von etwa 40 bis 50 Pfund Gewicht herbei, erhebt ihn über die Öffnung des geladenen Bohrloches und läßt ihn, mit dem breiten Ende nach unten, in das Loch hinunterfallen. Sobald er ihn losgelassen, eilt er unter die bereitgehaltene Deckung; und nun wartet alles mit fieberhafter Spannung auf den Erfolg. Der „go-devil“ (so heißt der Eisenklumpen) faßt die ganze Tiefe des Schachtrohres mit Donnergepolter hinab, schlägt unten auf die Bündelpfanne der langen Sprengröhre auf und — die Explosion der ganzen Sprengladung erfolgt! Ein dumpfer, aus einiger Entfernung nur schwach hörbarer Knall! Die Erde erbebt auf eine Viertelmeile im Umkreise! Ein gurgelndes Rauschen und Donnern im Bohrschacht! Ein Wurmeln, ein Brausen, ein Rauschen, ein Plätschern, und hoch in die Luft schießt — das Oel! Mit seiner Tropfenwolke regnen Schlammreste, Felsstücke, Eisensplittler, Wasser usw. herab. Ein brausendes Hurrageschrei schallt von nah und fern, und dann geht man, nach der Beruhigung des Straßes, sofort daran, das Oel aufzufangen. Man schließt die Schachtröhre mit einem aufgeschraubten Dedel, in dessen Mitte ein Strahn angebracht ist, durch den das Oel mittels Schlauch und Röhren entweder direkt in die herangefahrenen Tank-Waggons oder in große stationäre Tanks oder, je nach dem Andrang des Oels, auch gleich in Fässer geschafft wird.

Auf die eben beschriebene Weise müssen heutzutage ungefähr 90 Proz. aller erbohrten Erdölquellen in dieser Gegend geöffnet werden, um den Delabfluß gewinnbringend, also schnell und reichlich, zu gestalten. Das Erdreich um Oil City ist eben schon zu lange und zu zahlreich angezapft worden, und der Nachschub an Oel aus den tieferen Tiefen geschieht fast immer nur durch dickere oder dünnere Schichten von Felsgestein. Auch die Sprengung selbst macht man sich in der letzten Neuzeit viel bequemer, weniger gefährlich, weniger zeitraubend und dazu bedeutend billiger. Man schafft das Nitroglycerin in hermetisch verschlossenen, dünnwandigen Weißblechfässern auf den Grund des Bohrschachtes und läßt den unentbehrlichen „go-devil“ einfach auf diesen Kannenhäufen fallen, da, bei der großen Tiefe, der Aufschlag und die plötzliche Pertrimmerung der Kannen allein schon genügen, die Explosion herbeizurufen.

Auf weitere Strecken wird das rohe Erdöl nicht in Tank-Waggons, sondern in einem großen Röhrennetz, der sogenannten „pipe-line“, fortgeschafft. Dieses Röhrennetz überzieht die ganze Oelregion, von der Westgrenze Pennsylvaniens in nordöstlicher Richtung quer durch diesen Staat und durch den Staat New York an dessen Südgrenze wie mit einem Telegraphensystem. Die ganze Anlage ist in jeder Hinsicht ein technisches Meisterwerk, und die geldgewaltige „Standard Oil Co.“ hat es sich eben leisten können. Der alte Rockefeller selbst soll der Erfinder dieses Meisterwerkes ge-

wesen sein, das dem Riesentrust erst recht die eigentliche Ueberlegenheit über alle Konkurrenz und das alleinige Monopol über die Erdölgewinnung verschafft hat. In dieses Röhrennetz wird das oft fröhpide, braunküßige Rohöl mittels kolossaler Druckpumpen aus den stationären Quellentanks hineingepumpt und gleitet darin durch den stetigen Druck des nachgepumpten Oels in ruhigem, gleichmäßigem und unaufhaltbarem Strome fort, der überall da wieder in Tanks, Bassins usw. mündet, wo immer sich entweder eine Raffinerie oder sonstige Transportstelle befindet. Zu Lande wird die Röhrenleitung über der Erde geführt und zu Wasser per Tunnel. Zu Lande wird die ganze Leitung sektionsweise von dazu angestellten Sektionsaufsehern durch deren Untergebene aufs peinlichste genau überwacht. Diese Ueberwachung geschieht bei jedem Wetter zu jeder Tages- und Nachtzeit, erfordert also durchweg Leute von zähester Körperkraft und festerer Gesundheit, die stets auf den Füßen sein und jeglicher Unbilde der Bitterung trocken können. So eine Inspektions-Fußtour längs der betreffenden Röhrensektion (wobei Fuß für Fuß in prüfenden Augenschein zu nehmen ist, ob sich irgendwo ein Leck zeigt) dauert oft eine Woche und darüber und muß Woche für Woche alle Jahreszeiten hindurch hin und wieder zurück vollführt werden. Um eine den Fortfluß des Oeles in den Röhren verzögernde sedimentäre Ablagerung von Rohparaffin zu verhindern resp. fortzuschaffen, wird alle zwei Wochen ein sogenannter „scraper“ oder Kräher hindurchgeschickt. Dieser Kräher besteht aus zwei Kreisrunden, durch eine Stange verbundenen Flügelpaaren vom Durchmesser des Rohres, die, durch den Druck des nachschiebenden Oeles von hinten auseinander geklappt, an die innere Rohrwandung angedrückt und so gewissermaßen krabbelnd und abschleifend weiter bewegt werden. Die Fortbewegung des „scraper“ im Rohre ist durch das außen laut hörbare Krabbeln, scharrende Geräusch leicht zu verfolgen. Damit der „scraper“ aber nicht an der nächsten Pumpstation in das Getriebe des dortigen Pumpwerks gerät, ist an der betreffenden Stelle in dem Rohr ein Knie angebracht, welches geradeaus in eine sogenannte „Tasche“ (pocket) ansläuft, in die sich der in gerader Linie fortziehende „scraper“ verfangt, statt mit dem Oelstrom in das Knie selbst umzubiegen. Am Ende dieser Tasche wird dann eine sonst hermetisch geschlossene Tür geöffnet und durch diese der „scraper“ zur Reinigung und zum demnächstigen Wiedergebrauch entfernt.

Das dickflüssige braune Rohöl wird alsdann in den Raffinerien durch Destillation gereinigt und als wasserhelles „Standard White“ in alle Teile der bewohnten Welt verschifft. —

Emil Verbaü.

## Kleines feuilleton.

— Ein seltener und ein ständiger Gast der Ostfriesischen Inseln. Der „Frankf. Ztg.“ wird von der Nordsee geschrieben: Das kürzlich von Otto Leege in Juist herausgegebene Buch: „Die Vögel der Ostfriesischen Inseln“ (Emden, W. Hahnel, 1905) zählt nicht weniger als 249 Vögel auf, die teils als Standvögel, teils als regelmäßige Sommergäste, aus südlicheren Breiten kommend, teils als ständige Wintergäste, dem polaren Norden entstammend, teils auch durch reinen Zufall dorthin verschlagen, seit etwa 40 Jahren auf den Ostfriesischen Inseln (Vorkum, Juist, Norderey, Baltrum, Langeoog, Spieleroog, Wangeroog) beobachtet worden sind. Daß es sich hierbei in der Hauptsache nicht um eine den Inseln eigentümliche und für sie charakteristische Vogel fauna handelt, sondern in erster Linie um Gäste von kürzerer oder längerer Ausdauer, geht schon allein aus der Tatsache hervor, daß von jenen 249 Arten, worunter sich 21 Möven, 10 Regenpfeifer, 26 Entenvögel, 27 Schnepfen, 15 Falken, 21 Finken, 11 Stelzen und 29 Säger (Sylvidae) befinden, nur 55 etwa brüllend angetroffen wurden, und auch hiervon, genau genommen, noch nicht ein halbes Duzend als wirkliche Standvögel bezeichnet werden kann. Zwei Vögel scheinen mir ein ganz besonderes Interesse zu verdienen: ein seltener Gast, das Steppenhuhn, und ein ständiger Gast, der Ruck. Das Steppenhuhn, zur Familie der Flughühner gehörig, ist bisher zweimal, soviel man weiß, auf den Ostfriesischen Inseln beobachtet worden und zwar im Zusammenhang mit den beiden, hinsichtlich der Ursachen durchaus dunkeln Invasionen dieses mittelasiatischen Steppenbewohners in Westeuropa in den Jahren 1863 und 1888. „Am 21. Mai 1863 wurden sie“, wie v. Droste-Hülshoff in seinem 1869 erschienenen grundlegenden Werke: „Die Vogelwelt der Nordseeinsel Vorkum“ schreibt, „zuerst auf Vorkum bemerkt. Ihre fremdartige Erscheinung zog sogar die Augen der Insulaner auf sich. . . . Sie hielten sich paarweise abgeteilt in kleinen Trupps zusammen und wurden in allen Dingen, sowie auf allen anstehenden Strandflächen, im Aderlande und selbst auf den sandigen Höhen der Auferweiden angetroffen. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß einige Pärchen hier gebrütet haben.“ Die auffallende Regelmäßigkeit, die die Steppenhühner in ihrer Lebensweise bekundeten, scheint darauf hinzuweisen, daß die klimatischen und sonstigen Existenzbedingungen nicht derart verschieden von den heimischen waren, daß sie ihre ertretenen Gewohnheiten hätten ändern müssen; Wind und Sand und steppenartige Vegetation finden sich ja auch auf den Ostfriesischen Inseln. Auch auf Norderey wurde das Steppenhuhn damals beobachtet, einwandfreie Aufzeichnungen, ob auch auf den übrigen Inseln, ver-

mochte Seege nicht zu erhalten; für Helgoland und die Nordfriesischen Inseln dagegen sind die Hühner gut bezeugt. Gegen Ende des Jahres waren sie in der Hauptzahl wieder verschwunden. Bis zu den Färöer-Inseln hat damals das Steppenhuhr seine merkwürdige Wanderung ausgedehnt. Der zweite Einbruch des seltsamen Wildes führte 1888 erheblich größere Scharen herbei, auch dauerte der Aufenthalt diesmal länger. Anfang Mai wurden die ersten kleinen Trupps auf Juist gesehen, und gleichzeitig stellten sie sich auf allen Inseln ein, ohne sich jedoch wahrscheinlich dem Brutgeschäft hinzugeben. Selbst im folgenden Winter wurden noch einzelne Hühner bemerkt, das letzte sah Seege im Mai 1889. Seitdem hat sich das Steppenhuhr nicht mehr in Westeuropa sehen lassen; Standort ist es nur im Südosten unseres Erdteils geworden. — Größeres Interesse noch darf der St u d u für sich in Anspruch nehmen. Der Binnenländer kennt dieses merkwürdige Tier mit seiner absonderlichen, immer noch der Erklärung harrenden Brutweise nur als ausgesprochenen Waldvogel; darum ist sein ziemlich häufiges Vorkommen auf den fast baumlosen ostfriesischen Inseln um so bemerkenswerter. In jedem Dünental erschallt sein Ruf, bald von einem Dornstrauch, bald von einem fahlen Dünentopf, bald von der Telegraphenleitung, bald aus freier Luft herab; häufig sieht man mehrere Stude in eifrigem Flugspiel einander über Wiesen und Dünen jagen. Gegen Mitte Mai stellt er sich auf den Inseln ein, etwas früher als auf den benachbarten festländischen Küsten. Die Alten ziehen bereits im August davon, die Jungen bleiben bis in den September hinein. Wovon er lebt, vermochte ich leider bei der Kürze der Zeit nicht selbst festzustellen; haarige Raupen, seine gewöhnliche Nahrung in den Wäldern, fehlen auf Vorkum beispielsweise fast ganz, im übrigen gibt es dort, wenn auch zumeist nicht massenhaft auftretend, Insekten genug, nach Professor Schneider (Dresden) nicht weniger als 2450 Arten, darunter etwa 950 Käfer und über 300 Schmetterlinge. Nach gültiger Mitteilung von Seege, an den ich mich persönlich wandte, besteht die Nahrung des Studes auf den Inseln vorzugsweise aus den Raupen verschiedener Kleinschmetterlinge, besonders Widlern und Rinslern, aber auch aus solchen von Großschmetterlingen, namentlich Spannern. Zu Pflegeeltern für seine Kleinen wählt der Stud auf den ostfriesischen Inseln verschiedene Vögel aus. Der Häufigkeit nach geordnet sind es folgende: Wiesenpieper, Feldlerche, Kuckstulze, weiße Wachtel, braunlehliger Wiesenmäher, Dorngrasmücke, Steinschmätzer, Bluthänfling. Im übrigen ist er unstät und flüchtig, wie daheim in unseren Wäldern, etwas weniger scheu vielleicht, als wir sonst an ihm gewohnt sind. —

io. Zebrajagden. Seit einer Reihe von Jahren hat man in Afrika mit der Zähmung des Zebras eingehende Versuche gemacht, die auch von Erfolg gekrönt gewesen sind. Namentlich in Deutsch-Ostafrika hat man sich große Mühe mit diesen prachtvollen Vertretern der Pferdefamilie gegeben und eigentlich das Muster für ihre Behandlung aufgestellt. Auch in Transvaal werden bereits gezähmte Zebras neben Feln als Zugtiere verwendet. Nunmehr ist man auch im Kongostaat darauf aufmerksam geworden. Namentlich im Gebiete des Katanga kommt das Zebra in sehr zahlreichen Herden vor. Da dies Tier sich nun noch durch den großen Vorteil empfiehlt, daß es gegen die Stiche der mörderischen Tiefstiegen, die Pferde, Esel und Rinder zu Tode quälen, gefeit zu sein scheint, so sandte die Regierung des Kongostaates eine besondere Expedition unter Führung des Leutnants Nys aus, die den Fang und die Zähmung der Zebras betreiben sollte. Anfang 1903 begann die Expedition, von deren Verlauf der „Mouvement Geographique“ eine lebhafteste Schilderung entwirft, ihre Arbeiten, indem sie sich den Kasai und Sanzuru aufwärts durch das Becken des oberen Lomami nach dem Moossee und weiter südlich nach Lufasa und dann in das Tal der Lusira begab. Hier wurden bald große Trupps von Zebras angetroffen. Nun mußte aber erst noch ein geeigneter Platz für die Versuche ausgewählt werden, da man der Unterstützung durch die Eingeborenen weder beim Fang noch bei der Einfällung und Beaufsichtigung der Tiere entzaten konnte. Schließlich fand man eine passende Stelle, wo ein „Kraal“ von 16 Hektar Fläche angelegt, mit einem zwei Meter hohen Palissadenzaun umgeben und mit einem Eingang in der Form eines V versehen wurde, dessen Arme etwa einen Kilometer lang waren. Der Zaun nahm fast ein Jahr in Anspruch, und es fehlten jetzt nur noch die Zebras, die man hineintreiben wollte. Von diesen aber war weit und breit kein einziges mehr zu sehen, da sie Verdacht gegen die Vorkehrungen der neu eingezogenen Menschen geschöpft hatten. Fünf große Jagden wurden in einem Monat veranstaltet, von denen zwei durch die dort sehr häufigen Löwen behindert wurden, aber alle verliesen ergebnislos. Nys entließ nur vorläufig alle seine Leute bis auf einige Wachtposten und ging selbst fort, bis ihm gemeldet werden würde, daß die Zebras auf ihr altes Weideland wieder zurückgekehrt wären. Das geschah dann auch in wenigen Monaten. Nun wurde eine große Treibjagd veranstaltet, und es gelang, drei Trupps in den Kraal zu treiben; ein vierter, der von Löwen geängstigt wurde, entkam. Im ganzen waren 98 Zebras in die Gefangenschaft geraten, mit ihnen noch einige zwanzig Antilopen und andere Tiere. Jetzt handelte es sich darum, die kostbaren Einhufer festzuhalten, denn sie hätten den Zaun wohl zu Fall bringen können, wenn sie sich mit vereinter Wucht

darauf gestürzt hätten. Es wurden also zahlreiche Wachen aufgestellt, während die Ställe gebaut wurden. Die größte Schwierigkeit erwuchs daraus, daß die Zebras es vorzuziehen schienen, vor Durst zu sterben, als das ihnen angebotene Wasser zu trinken. Nach einer Woche waren schon mehr als zwanzig gestorben. Erst allmählich gewöhnten sich die anderen daran, getränkt zu werden. Einige gingen auch daran zugrunde, daß sie wie wahnsinnig gegen die Wände ihres Gefängnisses rannten. Endlich aber gelang nicht nur die Faltung, sondern auch die Zähmung der Tiere überraschend gut. Was das bedeutet, geht daraus hervor, daß ein wildes Zebra mit etwa 1200, ein gezähmtes mit 2400 M. bewertet wird. Im Gebiet des Katanga sind nach der Schätzung von Nys über 50 000 Stück Zebras vorhanden. —

## Kunst.

es. Der für den Schwanenmarkt von Krefeld bestimmte Schwanenbrunnen von Gaul ist im Vorhof der Sezession ausgestellt und somit der öffentlichen, unentgeltlichen Besichtigung zugänglich gemacht. Wie es heißt, ist dieser Markt kleinen Umfangs, und der Brunnen paßt sich, ohne viel Aufsehen zu machen, in eine Ecke des Platzes ein. Denn das Gute an dem Werk ist wieder seine Bescheidenheit, seine Zurückhaltung im Betonen der Motive. Der Aufbau ist einfach. Ein größeres Becken, flach, kreisförmig bildet den Untergrund. Die Rundung ist viermal durch Blöcke gestuft, die umhauen sind, und so dem glatten Kreis eine leichte Abwechslung geben. Aus diesem Becken steigt eine Mittelsäule auf, die ein vieredriges Bassin trägt. Aus diesem wiederum wächst eine kurze Erhöhung heraus, auf der in Bronze Wasserrofen in Blättern angebracht sind, denen das Wasser in einzelnen Strahlen, nur leicht in die Höhe quellend, entspringt. Dieses fällt in das vieredrige Becken, an dessen vier Ecken eine Öffnung im Stein das Wasser in das untere große Becken abfließen läßt. Der Wasserzufluß ist sorgfältig bemessen. Ein Fries, der um das mittlere Becken herumläuft, zeigt in leichten aus dem Stein gehauenen Silhouetten Schwäne auf dem Wasser. Den Mittelpunkt der künstlerischen Gestaltung haben wir jedoch in den vier kleinen Gruppen junger Schwäne zu sehen, die auf dem Rand des Mittelbeckens angebracht sind. Letzte Gaul in einer Zeit tüchtiger Bildhauerkunst, so würde seine anspruchslose, gediegene, phrasenlose Kunst vielleicht nicht so auffallen. So aber bedeutet seine Kunst etwas ganz Eigenartiges. Wir denken speziell bei diesem Brunnen an die guten alten Brunnen der deutschen Renaissance, deren Wert auch im Kleinstplastischen lag, in der subtilen, leise komischen und witzigen Gestaltung von Tier und Mensch. Es ist nichts Monumentales an dem Brunnen, und die architektonische Idee ist nicht so originell, wie überhaupt Gauls Vorzug darin liegt, daß unter seiner Hand das Kleine an Bedeutung gewinnt. Er baut nicht so sehr von innen ein Ganzes heraus. Er legt es zusammen, aber mit soviel Grazie und behutsamer Raumverteilung, daß man darin seinen Vorzug sehen muß.

Mit Vorliebe wählt Gaul die jungen Tiere, die noch dick, un- ausgewachsen und ungeschickt sind. Die drollige Komik reizt ihn immer wieder. Und es ist ihm genug, solch ein Tier bis ins Kleinste liebevoll und doch immer im Hinblick auf ganze Wirkung stümbildend nachzuschaffen. Darum könnte man jedes Tier für sich nehmen und als Kunstwerk hinstellen. Das eine beugt den Hals hinab und will Wasser schlürfen. Sein Gegenüber blickt dumme-neugierig zu dem Wasserstrahl empor, der von oben herabkräuft. Eine andere Gruppe zeigt zwei junge Schwäne, der eine hat den Kopf im Gefieder versteckt und kimmert sich um nichts; sein Nachbar lauert an der Erde und sieht behäbig vor sich hin. Gegenüber ein Schwan, der ins Wasser sieht, neben ihm sitzt einer, der gleichfalls seinen Kopf ins Gefieder vergräbt. Jedes einzelne Tier ist eine vollendete Studie nach dem Leben und hat dennoch die gesammelte Kraft eines sicheren Stils. Das ist es: Gaul folgt der Natur, aber er meistert sie zugleich. Er ist weiter nichts, als realistischer Nachbildner, aber er zeigt zugleich, daß wahres, tiefes Erkennen der Natur zur Form, zum Stil führt. Das erhebt seine Werke über das Niveau gegenwärtiger Bildhauerkunst und macht sie zu eigentümlichen, selbständigen Schöpfungen. Und trotz der Kraft ist jene leichte, zierliche Anmut, jene leise Drolligkeit und Komik darin, wie sie den besten Kleinwerken deutscher Renaissanceplastik eigen ist, jene Freude an den Erscheinungen an sich. —

## Humoristisches.

— Ein Stoiker. Kapitän: „Kommen Sie herauf, Mr. Hawtson, das Schiff geht unter.“

Mr. Hawtson: „Was soll ich kommen herauf, wenn das Schiff geht unter?“ —

— Beweismittel. Frau: „Ich wünsche, daß mein Mann glauben solle, ich habe heute gelocht.“

Möchin: „Das trifft sich gut; eben ist mir der Braten angebrannt.“ —

— Ja sol Gebirgler: „Aus unserem Verein ist noch nie einer ausgetreten.“

„Was Sie sagen!“

Gebirgler: „Ja! . . . Alle san' f' 'nausg' flogen.“ —

(„Meggendorfer-Blätter.“)